

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 67 (2011)
Heft: 4

Artikel: Was heisst und zu welchem Ende betreibt man Sprachpflege?
Autor: Wagner, Michael
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-422000>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was heisst und zu welchem Ende betreibt man Sprachpflege?

Von der Bedeutung der deutschen Klassik für die Gegenwartssprache (Teil 2)

Von Michael Wagner

Und überhaupt! Goethe! Es ist heilsam und zugleich belustigend, der systematischen Beanspruchung seines Namens durch Kulturnationalisten seine tatsächlichen Auffassungen gegenüberzustellen. Auffallend ist allein der Umstand, wie selten er in diesem Kontext wirklich zitiert wird. Was wollte man auch anführen? Seine Verehrung Napoleons? Seine beissende Kritik am nationalen Deutschtum der Romantiker? Seine Äusserungen über «die lieben Deutschen» vielleicht: «Sie mögen mich nicht! Das matte Wort! Ich mag sie auch nicht! Ich habe es ihnen niemals zurechte gemacht!» Als Garant einer nationalen Kultur ist Goethe, der den Begriff der *Weltliteratur* prägte, völlig ungeeignet.

Das haben auch die Nationalsozialisten in all ihrer Dumpfheit gespürt und sich, wo ihnen nichts mehr einfiel, statt dessen lieber auf den pathetischen Schiller berufen – ausser freilich auf *Wilhelm Tell*, dessen mögliche Vorbildwirkung Hitler so fürchtete, dass er ein Verbot erliess.

Unleugbar gehen auf Goethe zahlreiche Verdeutschungen von Fremd- und Lehnwörtern zurück. Aber was beweist das? Die Neigung zur Ehrenrettung der deutschen Sprache ist daran erkennbar, gewiss. Aber mindestens ebenso sehr auch seine Fähigkeit zur Wortneuschöpfung – und diese zeigt sich keineswegs nur bei Übersetzungen, sondern auch beim Ersatz uneindeutiger, abgenutzter Begriffe durch mitunter eigenwillige Neubildungen.

Desgleichen fallen immer wieder ungewöhnliche Kombinationen auf («reiner Osten» u. ä.), die aber bei genauerem Hinsehen seine Intention bestmöglich ausdrücken. Das entspricht der Definition Schillers von «genialischem» Schreiben, die sich in der Abhandlung Über *naive und sentimentalische Dichtung* findet: Demnach «gibt das Genie dem [Gedanken] mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freien Umriss.» Es springe «die Sprache aus dem Gedanken hervor [...]. Eine solche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verschwindet [...] ist es, was man in der Schreibart vorzugsweise genialisch und geistreich nennt».

Demnach kommt es auf die Treffsicherheit und Klarheit des Ausdrucks an, auf Reinheit im Sinne eines klaren, unverworrenen Gedankens, nicht auf ethnografische Reinhaltung.

Gewiss, auch Schiller kritisiert hier und da den Fremdwortgebrauch, so etwa in der Rezension zur Übersetzung von *Goldonis Memoiren* – wobei das französische Titelwort notabene unbeanstandet bleibt: «Die Sprache könnte reiner sein. Sollten wir wirklich für die Wörter *soupiieren, genieren, Doktrin, apathisch* u. a. keine gleichbedeutenden deutsche haben? Manchmal ist die Wortfolge undeutsch». Offenbar ist es aber in erster Linie das Holperige der Diktion, was ihn stört, denn der Übertragung fehle «die angenehme Nachlässigkeit des Originals», die wohl mit dem Gebrauch anspruchsvollen Vokabulars nicht erzielt werden kann.

Goethe hingegen verwendet durchaus Fremdwörter oder gar Fachbegriffe, wo es ihm für den Handlungszusammenhang oder die Figurencharakteristik angemessen scheint. Um hier nur einige prominente Beispiele aus dem *Faust* anzuführen: Der Theaterdirektor im Vorspiel fordert ein Schaugepränge mit Hilfe von *Prospekten*, also einer reichen Bühnendekoration. Der blasierte Wagner glaubt, Faust *deklamieren* gehört zu haben, und hat dazu gleich das lateinische Reimwort *profitieren* zur Hand. Mephistopheles wiederum muss ein bisschen *revidieren*, um ein Geschenk für Gretchen zu beschaffen.

Am Ende des zweiten Teils verspottet Mephisto die Lemuren mit den Worten: «Aus Ligamenten und Gebein/Geflickte Halbnaturen». So steht es zumindest in der Reinschrift, die der von Albrecht Schöne besorgten Ausgabe zugrunde liegt, während in den früheren Entwürfen folgenden Ausgaben statt des anatomischen Fachbegriffs für Bindegewebe zu lesen steht: «Aus Bändern, Sehnen und Gebein». Goethe hat offenbar bewusst bei der Überarbeitung das Fremdwort vorgezogen.

Insgesamt lässt sich also zumindest für Goethe keine Neigung zum Purismus belegen, wie sie einigen Sprachbewahrern unserer Zeit eignet. Goethe nachzueifern bedeutet mithin nicht zwingend den Verzicht auf Fremdwörter.

Eher wäre schon die zentrale Forderung nach begrifflicher Klarheit zu beachten. Für einen bestimmten Schreib- oder Redestil, den man sich anzueignen hätte, will das aber nicht viel besagen. Und schon gar nicht für alle Sprachebenen gleichermassen. Allzu häufig vergessen die eifrigen Sprachpfleger nämlich, dass nicht jedes Wahlplakat und jede Speisekarte an der Literatursprache gemessen werden darf, und dass es ebenso unangemessen wie lächerlich ist, die Werbetafeln eines Modegeschäfts gegen die Klassik auszuspielen. Selbst wenn ein Werbefachmann wie Goethe schreiben könnte, geschähe es hier am falschen Ort.

Nicht einmal Goethe hätte in diesem Kontext wie Goethe geschrieben, weil er sich der Existenz unterschiedlicher Sprachebenen bewusst war. Das zeigt sich an seiner Verwendung des Dialekts beim Sprechen, dessen sich auch Schiller bediente. Wir haben natürlich keinen von beiden reden hören, doch deutet alles darauf hin, dass es zwischen gesprochener Alltags- und geschriebener Literatursprache bei beiden Dichtern erhebliche Diskrepanzen gab, die als völlig natürlich empfunden wurden.

In *Dichtung und Wahrheit* konstatiert Goethe: «Jede Provinz liebt ihren Dialekt, denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft. Mit welchem Eigensinn aber die

meissnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeitlang auszuschliessen gewusst hat, ist jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Regimente gelitten [...]».

Dieses Votum klingt weit eher nach deutscher Kleinstaaterei als nach nationaler Spracheinheit und lässt es nur umso ungerechtfertigter erscheinen, wenn sich die Apologeten sprachlicher Reinheit ausgerechnet auf seinen Urheber berufen, der im Anschluss auch noch festhält, dass ihm «Reden und Schreiben ein für allemal zweierlei Dinge erschienen, von denen jedes wohl seine eigenen Rechte behaupten möchte».

Diese Unterscheidung wäre heute noch um andere Ebenen zu erweitern; der SMS-Versand etwa ist so eindeutig weder dem Sprechen noch dem Schreiben im traditionellen Sinne zuzuordnen und rechtfertigt sehr wohl eine eigene Form. Auch eine E-Mail unterscheidet sich vom papiernen Brief nicht allein durch ihre elektronische Natur, sondern entscheidender wohl durch die zeitliche Nähe zwischen Versendung und Lektüre. Während ein Brief, der im Postkutschenzeitalter schon einmal etliche Tage unterwegs sein konnte, z. B. die für den Empfänger wichtige Mitteilung in einen örtlichen und zeitlichen Kontext einzubetten hatte, kann sich der Verfasser einer Mail diese Mühe in der Regel sparen.

Und was hätte wohl Goethe dazu gesagt? Hätte ihm das Kürzel «LG» den Schlaf geraubt? Anzunehmen ist das nicht, denn der universell gebildete Dichter stand Neuerungen durchaus interessiert gegenüber und hätte wohl auch hier jeder Form ihre «eigenen Rechte» zugestanden.

Eine Orientierung an Goethe, die nur Satzbau und Wortschatz beachtet, läuft auf blasierte Texte hinaus, deren Wirkung zwischen Lächerlichkeit und Überheblichkeit schwankt. In der zuvor zitierten Passage aus *Dichtung und Wahrheit* heisst es ergänzend, die Sprache beeinflusse «zugleich Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländische[n] Charakter» – wobei mit letzterem die regionale Zugehör-

rigkeit gemeint ist. Wollte man seine Sprachgewohnheiten also ernsthaft an der Klassik schulen, wäre in erster Linie dies zu bedenken: Jedes Wort muss nicht nur im Sinne Schillers treffend und klar sein, es muss sich eben auch in Kongruenz mit der Denkungsart und dem Gefühl des Urhebers befinden. Damit rechtfertigt, ja fordert die Klassik selbst, dass jeder Sprechende und Schreibende zu jeder Zeit die ihm angemessene Sprache findet.

Goethe hat im Verlauf seines vergleichsweise langen Lebens seinen Stil mehrfach verändert, weil er seine Denkweise verändert hat. Der sogenannte Altersstil ist eine andere Welt als der Sturm und Drang. Zwar haben Zeitgenossen und spätere Germanisten gelegentlich die Klarheit der klassischen Periode gegen die angebliche verworrene Undurchsichtigkeit der Alterswerke ausgespielt, aber auch das bleibt nur ein höchst subjektives, wissenschaftlich unbegründbares Geschmacksurteil.

An Goethe zeigt sich in überragender Deutlichkeit die Entwicklung eines Individual- oder Autorenstils, und die müsste denen erst einmal gelingen, die sich an ihm orientieren wollen. Alles andere wirkt anmassend.

Oder soll man es als Ausweis kulturhistorischer Virtuosität verstehen, wenn eine Drogerie mit dem variierten Faust-Zitat wirbt: «Hier bin ich Mensch – hier kauf ich ein»? Die Drogerien hat auch Heinrich Böll im Auge, wenn er in seinem Roman *Und sagte kein einziges Wort* die Werbesprache der Fünfzigerjahre karikiert: «Sei schlau – mach nicht blau – wenn du Kater hast – nimm Doulorin – nimm Doulorin – vertrau dich deinem Drogisten an.» Während im einen Fall die Werbung von der Anspielung und dem klassischen Gleichmass lebt, kombiniert sie im anderen Banalität mit messianischer Heilsbotschaft (was hier erdichtet, aber eben gut erdichtet ist, da es dem Werbestil der Zeit entspricht).

Einen originellen Slogan, der ohne allzu erkünstelte Anleihen aus anderen Sprachebenen eine eigene Botschaft formuliert, findet

man erstaunlich selten. Als Ausnahme wäre vielleicht «Atomkraft – nein danke!» zu nennen, was – ursprünglich aus dem Dänischen stammend – in etliche Sprachen übersetzt wurde. «Sale» mag nicht eben von hoher Sprachkunst zeugen, scheint mir aber weniger anmassend und geschmacklos als Wilhelm Meister im Möbelladen. Und schliesslich handelt es sich um Gebrauchstexte, die nicht die Ewigkeit überdauern sollen.

Ganz praktisch anwendbar und von zeitloser Gültigkeit scheint mir die Vermeidung von Phrasen und Füllwörtern, gegen die Goethe eine Aversion hatte. Sie vertragen sich auch kaum mit Klarheit des Gefühls und der Denkweise. Allerdings unterliegen sie zeitbedingten Veränderungen; während sich der Geheimrat über die Wendung «nichts anderes als» erregte, beanstandet Ludwig Reiners in seiner 1951 erschienenen *Stilfibel* z. B. *fraglos, absolut, prima, das haut hin* oder *integrierender Bestandteil*.

Diesen Beispielen haftet spürbar bereits ein wenig Staub an, aber nichtssagende, sich durch inflationären Gebrauch aushöhlende Floskeln produziert jede Generation, man denke nur an die «schallende Ohrfeige», die irgendein Wahl- oder Umfrageergebnis für die Vertreter der jeweils gegnerischen Partei darstellt, oder an das wunderbar ausweichende «nicht wirklich», wo man ein klares kaltes Nein umschiffen will.

Die notwendige und anzustrebende Individualität rechtfertigt zugleich die Abhängigkeit von Moden und Zeitströmungen. Wenn Goethe in seiner Zeit ein Neuerer war, handeln wir nicht in seinem Geiste, indem wir ein historisches Erbe nur mehr verwalten. Wir müssen die für unsere Gegenwart angemessene Sprache finden.

Während in der Goethe-Zeit die Literatur noch ein Wirkungsmonopol besass, sind seither andere Medien hinzugekommen, die ihrer eigenen Logik folgen. Das ist nicht ungeschehen zu machen. Zwar wäre es schön, wenn der Nachrichtensprecher im Fernsehen den korrekten Genitiv gebrauchte, eine Vorabendserie in Hexametern hingegen wäre unerträglich albern.

- Enders, Alexander: Nominalsätze. Ihre Strukturen und Funktionen in den Romanen Goethes. Berlin 2010.
- Frühwald, Wolfgang: Die Goethe-Rezeption in der deutschsprachigen Exilliteratur. Paderborn 2002.
- Mandelkow, Karl Robert: Weimarer Klassik. Gegenwart und Vergangenheit eines deutschen Mythos. In: Ortrud Gutjahr und Harro Segeberg (Hg.): Klassik und Anti-Klassik. Goethe und seine Epoche. Würzburg 2001.
- Schweizer, Hans Rudolf: Goethe und das Problem der Sprache. Basel 1959.
- Wende, Waltraud: «Die deutsche Kultur und die umliegenden Dörfer halten den Atem an». Zur Wirkungsgeschichte eines Klassikers. In: Ortrud Gutjahr und Harro Segeberg (Hg.): Klassik und Anti-Klassik. Goethe und seine Epoche. Würzburg 2001.
- Zabka, Thomas: «Von einem Wort lässt sich kein Jota rauben.» Zur Überinterpretation von Buchstaben und Satzzeichen in der neuen Goethephilologie. In: Matthias Luserke (Hg.): Goethe nach 1999. Positionen und Perspektiven. Göttingen 2001.